

Leseprobe aus: Brad Meltzer, **Das Buch der Lügen**  
Deutsch von Susanne Goga-Klinkenberg und Ulrike  
Thiesmeyer

In der Bibel beansprucht die Geschichte von Kain und Abel ganze sechzehn Zeilen.

Vermutlich ist es der berühmteste Mord aller Zeiten.

Allerdings wird ein wichtiges Detail verschwiegen: die Waffe, mit der Kain seinen Bruder tötete.

Es war kein Felsbrocken. Auch kein geschärfter Stein.

Bis heute ist das Rätsel um die erste Mordwaffe der Welt ungelöst.

## PROLOG

*Vor neunzehn Jahren*

*Miami, Florida*

Als Calvin Harper fünf Jahre alt war, riss ihm seine Mutter eines Nachts um drei plötzlich das Kopfkissen weg und behauptete, Hausstaubmilben fräßen seine Haut auf. „Wir müssen das Kissen *sofort* waschen!“ In dieser Nacht verwandelte sich seine Mutter in jemand anderen, als wäre sie von einem Geist oder Teufel besessen – oder von einem Dämon.

Sein Vater sagte, Mommy habe einen ihrer „schlechten Tage“. Die Ärzte hatten einen anderen Namen dafür: bipolare Störung.

Als Calvin sieben war, rief seine Mutter aus einer Bar an und teilte ihm fröhlich nuschelnd mit (der Dämon liebte Alkohol), sie habe sich Calvins Initialen in den Arm geritzt. Als Calvin acht war, brachte sie in einem Tobsuchtsanfall den Hund ins Tierheim und ließ ihn „aus Versehen“ einschläfern.

Doch keins dieser Erlebnisse hatte Calvin auf diese Nacht vorbereitet.

Er war neun und saß frisch gebadet in seinem Zimmer, das weißblonde Haar hing nass über dem Muttermal neben seinem linken Auge. Er malte gerade mit einem orangefarbenen Buntstift, als seine Eltern in der Küche zu schreien begannen.

An diesem Abend war der Dämon zurückgekehrt.

„Leg es weg, Rosalie!“, schrie sein Vater.

Ein Krachen ertönte.

„Lass mich in Ruhe, Lloyd!“, kreischte seine Mutter.

Etwas schepperte.

Sein Vater knurrte. „Jetzt reicht's - jetzt bist du dran!“, brüllte er zurück.

Es krachte und schepperte.

Calvin drehte den Türknauf, stürzte in die Küche und erstarrte. Alle unteren Schubladen waren aufgerissen und der Inhalt, Töpfe und Deckel, auf dem Boden verstreut. Der Kühlschrank in der Ecke war ebenfalls geöffnet - und leer. Gläser und Flaschen mit Ketchup, Limo und Spaghettisauce rollten noch über den Boden. Mitten im Raum stand sein hoch gewachsener Vater und krümmte sich vor Schmerzen, während seine Mutter ein Riesenglas Mayonnaise schwang, bereit, es ihrem Mann auf den Kopf zu schlagen.

„Mom?“, fragte Calvin ängstlich.

Seine Mutter schoss herum, verlor das Gleichgewicht und ließ das Glas los. Calvin sah es fallen. Als es auf dem Boden explodierte, gab es einen leisen, dumpfen Schlag und Mayonnaise spritzte durch die Küche. Seine Mutter zuckte nicht einmal mit der Wimper.

„Immer haltet ihr zusammen!“, fauchte sie ihren neunjährigen Sohn an. Ihre grünen Augen funkelten finster.

„Du bist krank!“, brach es aus seinem Dad heraus, und er versetzte seiner Frau einen heftigen Stoß vor die Brust. Der Schlag traf sie mit der Wucht eines Baseballschlägers und ließ sie rückwärts taumeln.

„Mom!“, schrie Calvin. „Mom, pass auf -“

Sie rutschte auf der Mayonnaise aus und kippte nach hinten. Wäre Lloyd nicht so kräftig und so zornig gewesen, hätte er nicht aus einer so heftigen Erregung heraus zugeschlagen - vielleicht hätte er sie nicht so

hart getroffen. Aber er tat es. Und sie fiel nach hinten und ahnte nichts von der Kante der Schublade, die weit herausgezogen war.

Calvin wollte vorspringen, aber er konnte sich nicht bewegen.

Noch im Fallen schaute seine Mutter ihn an. Ihr letzter Gedanke war eindeutig. Sie hatte keine Angst, empfand keinen Schmerz. Sie war einfach nur wütend. Auf ihn. Auf den Jungen mit den weißblonden, nassen Haaren, der schuld war, dass sie die Mayonnaise hatte fallen lassen und - das sagte ihm von nun an sein neunjähriger Verstand - damit ihren Sturz verursacht hatte.

„Mom!“

Sie fiel. Und fiel. Dann -

Das Geräusch würde er nie vergessen.

„Rosie!“, schrie sein Vater, sprang vor und drückte ihren Kopf an seine Brust. Ihre Arme baumelten wie Puppenarme auf dem mayonnaiseverschmierten Boden.

„Sieh nicht hin, Calvin!“, schrie Lloyd. Tränen liefen ihm übers Gesicht. „Mach die Augen zu! Sieh nicht hin!“

Aber Calvin sah hin. Er wollte weinen, konnte es aber nicht. Er wollte weglaufen, konnte sich aber nicht bewegen. Während er wie festgefroren dastand, lief Urin an seinem rechten Bein hinunter.

Das Leben der meisten Menschen zerbricht allmählich. Cal Harpers Leben zerbrach in einer einzigen Nacht. Aber neunzehn Jahre später sollte er dank eines Funkspruchs eine abenteuerliche Suche durch die Geschichte antreten und die Chance erhalten, sein Leben wieder zusammenzufügen.

# 1

*Neunzehn Jahre später*

*Hongkong*

„Braves Mädchen, bist ein braves Mädchen“, sagte Ellis, während seine Hündin das Leckerli aus der offenen Hand schnappte und verschlang. Ellis Belasco, ein Mann mit glattem, kupferrotem Haar, lächelte stolz und tätschelte seiner rauchbraunen Hündin den Rücken. Der Trainer hatte gesagt, Kampfhunde müssten belohnt werden.

„B-bitte ... mein Bein ... er hat mir ins Bein gebissen!“, jammerte der Chinese und kroch über den verschlissenen beigefarbenen Teppich in Richtung der Hotelzimmertür.

„Sie hat in deine Achillessehne gebissen“, korrigierte ihn Ellis, erhob sich und strich sich das lange Haar, das er sorgfältig pflegte, aus dem Gesicht. Er hatte bernsteinfarbene Augen und auffallend buschige Brauen, die über der Nase beinahe zusammenwuchsen. Seine Wangen waren immer gerötet. Er leckte sich die vollen Lippen, während er die kleine Tätowierung zwischen seinem Daumen und Zeigefinger betrachtete.

Sein Geburtsrecht heilte gut.

In den vergangenen zwei Monaten hatte Ellis verfolgt, wie das alte Buch von einem Sammler zum nächsten wechselte - von dem verstorbenen chinesischen Arzt bis hierher zu Zhao, dem Hafendarbeiter, der es aus dem Land schaffen wollte. Jede Kultur hatte einen anderen Namen dafür, doch Ellis kannte die Wahrheit.

„Ich weiß, dass du es hast“, sagte er. „Jetzt möchte

ich gern das Buch der Lügen haben.“

Er griff nach seiner kleinen grauen Pistole.

„Nein! Sie können nicht - meine Freundin - wir haben uns gerade erst verlobt!“, flehte der junge Hafenarbeiter und kämpfte sich auf ein Knie, während das andere Bein eine Blutspur auf dem Teppich hinterließ.

Ellis drückte ihm den Lauf der Waffe an den Hals. Er musste unbedingt die Schlagader treffen, aber das war kein Problem. So war es eben, wenn man Gott auf seiner Seite hatte. „Ich habe deinen Preis bezahlt, Zhao“, sagte Ellis ruhig. „Es macht mich sehr traurig, dass jemand anders dir anscheinend noch mehr gezahlt hat.“

„Ich schwöre - das Buch - ich habe Ihnen gesagt, wohin es geht!“, kreischte Zhao und verdrehte die Augen in Richtung Pistole, während Ellis aus dem Hotelfenster in die dämmrige Gasse hinunterblickte. Die Aussicht war trüb, nur eine kahle Backsteinmauer. Eben darum hatte Ellis sich hier verabredet. Kein Ausblick, keine Zeugen.

Er drückte ab.

Es gab keinen Knall, nur ein leises Zischen. Zhao zuckte leicht und öffnete die Augen. „Au! Was war das?“, stotterte er, als ein kleiner Blutstropfen hervorquoll.

Impfpistolen wurden seit dem Ersten Weltkrieg eingesetzt, um Soldaten rasch und mühelos zu impfen. Eine Nadel gab es nicht. Der Luftstrahl war so stark, dass er die Haut durchdrang. Der rote Einwegaufsatz sah aus wie ein Fingerhut mit einem winzigen Loch. Es piekste ein wenig, und schon hatte man den Impfstoff im Blut. Ellis fand es schade, dass er zu solchen Methoden greifen musste, aber er musste das Buch finden, das man ihm weggenommen hatte ... das man seiner Familie weggenommen hatte. In jedem Krieg gab es Regeln. Sein Urgroßvater

hatte ihm die Pistole – oder jedenfalls die Pläne dafür – nicht ohne Grund hinterlassen. Es hatte Zeit und Geduld gebraucht, um die Waffe zu bauen. Ellis hatte beides.

„Vierzig ... neununddreißig ... achtunddreißig ...“ Während er zählte, warf er einen Blick auf die neue Armbanduhr von Ulysse Nardin, die unter der gestärkten Manschette hervorsah.

„Warten Sie! Was haben Sie mir da gespritzt?“, brüllte Zhao und umklammerte seinen Hals.

„... siebenunddreißig ... sechsunddreißig ... fünfunddreißig ...“, zählte Ellis gelassen. „Meine Familie ist in Belgien darauf gestoßen. *Conium maculatum*. Schierling.“

„Sind Sie –? *Sie haben Schierling* –?! Sie haben Gift – *Sind Sie verrückt? Jetzt bekommen Sie gar nichts!*“ Zhao kroch mühsam in Richtung Tür.

In gewisser Weise hatte Zhao recht. Auf ihn zu schießen war ein Risiko. Andererseits aber auch nicht, denn Ellis wusste, dass er gewinnen würde. Nachdem er die leere Schierling-Ampulle abgeschraubt hatte, ersetzte er sie durch eine Ampulle mit einer trüben gelben Flüssigkeit.

„Haben Sie das Gegengift?“, bettelte Zhao. „Das ist es doch, oder?!“

Ellis begab sich außer Reichweite seines Opfers. „Weißt du, wer Mitchell Siegel ist, Zhao?“

„Wovon reden Sie?“

„Einunddreißig ... dreißig ... neunundzwanzig ... 1932 wurde ein Mann namens Mitchell Siegel durch einen Schuss in die Brust getötet. Während sein Sohn Jerry um ihn trauerte, erfand er einen kugelfesten Mann, dem er den Spitznamen *Superman* gab.“

Zhao hielt im Kriechen inne. „Meine – *was haben Sie mit meinen Beinen gemacht?*“

Ellis nickte und stand ganz still da. Bis heute konnten sich die Wissenschaftler nicht erklären, weshalb eine Schierling-Vergiftung in den Füßen begann und sich von dort nach oben ausbreitete.

„Eine ziemlich blöde Idee, oder? Ein unverwundbarer Mann! Superman wurde nur erfunden, weil ein Junge seinen Vater vermisste. Und weißt du, was das Beste ist? Der Mord ist noch immer nicht aufgeklärt. Die Leute fanden Superman so aufregend, dass sie sich nie gefragt haben, weshalb Mitchell Siegel getötet wurde. Sie kamen nicht auf die Idee, dass er der Bösewicht war. Zwanzig ... neunzehn ... achtzehn ...“

„*Ich kann meine Beine nicht mehr spüren!*“, schluchzte Zhao, während ihm Tränen übers Gesicht liefen.

„Du magst mich für den Bösewicht halten, aber das bin ich nicht“, sagte Ellis und legte die leere Ampulle weg. Er schloss die lederne Arzttasche und strich das Bettlaken glatt. „Ich bin der Held, Zhao. *Du* bist der Bösewicht. *Du* willst uns das Buch der Lügen vorenthalten. Genau wie Mitchell Siegel.“

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden!“

Ellis kniete sich neben Zhao, der flach auf dem Bauch lag und kaum noch atmen konnte. „Ich will mein Buch haben. Sag mir, wohin es geht.“

„Ich – das habe ich Ihnen doch gesagt“, stotterte Zhao. „Wir – es geht nach Panama.“

„Und von da aus?“

„Panama ... das ist alles“, wiederholte Zhao, die Nase auf den Teppich gedrückt und die Augen vor Schmerz zugekniffen. „Jetzt das ... Gegengift ...“

„Spürst du, wie sich deine Taille zusammenzieht?“, fragte Ellis und bemerkte nebenbei, dass seine Schuhe poliert werden mussten. „Deine Oberschenkel sind schon abgestorben, Zhao. Danach steigt es in die Hoden. Sokrates wurde mit Schierling getötet. Er berichtete ausführlich, wie er starb, wie das Gefühl von der Taille hinauf in die Brust stieg, wie seine Augen starr wurden und die Pupillen sich weiteten.“

„Okay ... okayokayokay ... *Miami!* Von Panama aus ... geht es weiter nach Miami! In Florida. Der Zettel ... der Frachtbrief ... ich schwöre, ich habe ihn in der Tasche! Geben Sie mir das Gegengift!“

Ellis griff in Zhaos Tasche und holte ein hellrosa Blatt heraus, auf dem alle Einzelheiten der Lieferung verzeichnet waren.

... sieben ... sechs ... fünf ...

Die Hündin begann zu knurren. Sie konnte den Tod riechen. Ellis achtete nicht auf das Geräusch und studierte in aller Ruhe den Frachtbrief: die Frachtnummer des Containers, den Namen des Empfängers (der garantiert falsch war) - alles, was die Führerschaft benötigte.

... vier ... drei ... zwei ...

Zhao, noch immer flach auf dem Bauch und mit aufgerissenem Mund, stieß ein letztes Keuchen aus. Es klang wie Wasser, das gurgelnd im Abfluss verschwindet. Ellis' Urgroßvater hatte ebendieses Geräusch in seinem Tagebuch beschrieben, und zwar nachdem er erwähnt hatte, dass es kein Gegengift für Schierling gab.

... eins.

Zhao war nett gewesen, sogar freundlich, als sie sich bei der Beerdigung des Arztes begegneten, doch die Mission war wichtiger als Zhao. Und wenn man bedachte,

was 1900 mit Mitchell Siegel geschehen war, hatte die Mission schon genügend Probleme mit Zeugen gehabt.

Zhaos Zunge wurde schlaff, sein Kopf sank nach vorn, und er sackte mit der Stirn auf den Teppich.

Ellis beachtete ihn nicht. Er hatte schon das Handy herausgeholt und wählte die Nummer von Richter Wojtowicz.

„Eddie, Sie sollen mich doch nicht hier anrufen“, meldete sich eine ältere Stimme, sanft und krächzend zugleich.

„Ellis. Ich heiße jetzt Ellis“, erwiderte Ellis beherrscht. Er spreizte die linke Hand und bewunderte seine Tätowierung.

„Hier ist es fünf Uhr morgens, *Ellis*. Was wollen Sie von mir?“

Ellis lächelte und konzentrierte sich ganz auf das Gespräch. „Ich will, dass Sie mal darüber nachdenken, wo Sie sich befanden, bevor ich Ihnen begegnet bin, Richter. Ihre Gruppe, Ihre Führerschaft, Ihr Traum waren alt und tot. Hatten Sie sich Ihren Lebensabend so vorgestellt? Ein alter Mann, der nicht mehr gebraucht wird und sich fragt, was aus dem Ruhm vergangener Zeiten geworden ist? Sie sind nicht mal eine Fußnote in der Geschichte, Richter. Nicht mal ein Sternchen. Aber wenn Sie möchten, kann ich Sie wieder dorthin bringen. Vielleicht wird man Ihren Namen eines Tages wenigstens in Klammern nennen.“

„Meine Familie ist in der Führerschaft gewesen, seit –“

„Machen Sie sich nicht zum Narren, Richter. Ein Familienname allein bringt einen heute nicht mal mehr nach Harvard; wie kommen Sie auf die Idee, er könnte Ihnen hier Zutritt verschaffen?“

Eine lange Pause. „Ich weiß zu schätzen, dass Sie uns

helfen, Ellis“, sagte der Richter schließlich. Er räusperte sich und fügte hinzu: „Sie sind kurz davor, das Buch zu finden, oder?“

„Ganz kurz davor“, erwiderte Ellis und betrachtete den rosa Frachtbrief. Alles war darauf verzeichnet: wann die Lieferung den Hafen verließ, wann sie in Miami eintreffen und welcher Fahrer sie abholen würde.

HARPER, LLOYD

„Na los, Benoni“, sagte er zu seiner Hündin.

Es war ein seltsamer Name, doch in den Tagebüchern hatte er gelesen, dass Abels Wachhund so hieß, der Hund, den letztlich Kain bekam. Er war der einzige Zeuge beim ersten Mord der Geschichte gewesen.

„Du hast dir eine Belohnung verdient, mein Mädchen“, sagte er, trat über Zhaos Leiche hinweg und ließ den Hund in den Flur hinaus. „Um diese Jahreszeit ist das Klima in Florida einfach wunderbar.“

Die Hündin lief voraus, doch Ellis behielt sie im Auge. In Geschichte konnte er sich bestens aus. Nur mit Benonis Hilfe würde er das Buch der Lügen finden und das Geheimnis um den größten Schurken der Menschheitsgeschichte lösen.

## 2

*Zwei Wochen später  
Fort Lauderdale, Florida*

Ich heiÙe Cal Harper.

Dies ist der zweitwichtigste Tag meines Lebens.

„Raus 'ier“, ruft uns der Geschäftsführer des französischen Bistros hinterher.

„T-tut mir leid, Cal“, entschuldigt sich mein Klient Alberto. Er zittert am ganzen Körper, als ich seinen Arm um meinen Hals schlinge und ihm zum Lieferwagen helfe. Seinem Atem nach zu urteilen hat Alberto schon einiges getrunken. Angesichts der aufgeplatzten Lippe und des Risses in seinem verschlissenen T-Shirt hat er sich außerdem mit jemandem angelegt. Mit der linken Hand umklammert er die verbeulte, rostige Coladose, die er ständig bei sich trägt.

Willkommen am Strand von Fort Lauderdale, willkommen im Paradies.

„Wie wär's, wenn du mir mal hilfst?“, rufe ich Roosevelt zu, der gemütlich auf dem Beifahrersitz unseres schäbigen weißen Lieferwagens sitzt.

„Ich bin dein Berater“, nuschelt er mit seinem starken Tennessee-Akzent und nickt Alberto zu, der beim Lächeln graue Zähne entblößt.

„Nein, du sitzt auf deinem Hintern, während ich die Arbeit mache.“

„Genau das ist doch Beratung“, meint Roosevelt, klettert behäbig aus dem Wagen und öffnet langsam die Seitentür des Lieferwagens.

„Hast du ihn?“, frage ich.

„Hat mich Gott wirklich dafür auf diesen Planeten geschickt?“, antwortet Roosevelt. Sein schwarz gefärbter Althippie-Pferdeschwanz flattert in der salzigen Meeresbrise. Er ist zweiundvierzig und sollte es besser wissen, aber wir haben eben alle unsere Schwächen.  
„Mensch, Alberto, du stinkst.“

Die wenigen Touristen, die noch am Strand spazieren gehen, halten uns vermutlich für Gangster. Unsere Aufgabe ist aber weitaus gefährlicher.

„Danke, dass Sie uns und nicht die Polizei gerufen haben“, sage ich zu dem Restaurantmanager, einem Typen mittleren Alters, der wie ein Frettchen aussieht.

„Ich bin doch nicht blöd“, sagt er lachend und plötzlich ohne französischen Akzent. „Die brauchen zwei Stunden. Ihr schafft den Müll wenigstens schnell weg.“

Er streckt die Hand aus, und als ich sie ergreifen will, entdecke ich den Hundert-Dollar-Schein darin. Rasch ziehe ich die Hand zurück, als hätte er mir eine Schlange hingehalten.

„Das ist unsere Art, danke zu sagen.“ Wieder streckt er die Hand aus.

Ich ergreife sie nicht. „Hören Sie“, beginne ich und mache einen Schritt auf ihn zu. Imposant wirke ich nicht gerade – ich bin schlaksig, gehe krumm, habe zu lange Arme und Beine und viel zu große Hände – aber immerhin die Größe meines Vaters. Fast eins neunzig, wenn ich mich aufrecht halte. Aber das mache ich nur, wenn ich sauer bin. So wie jetzt. „Begreifen Sie eigentlich, was ich hier tue?“ Mein großer Adamsapfel hüpfte bei jeder Silbe auf und ab.

„Herrgott noch mal, kommt jetzt die große Rede?“

„Keine Rede. Wir bringen die Obdachlosen in

Unterkünfte –“

„Na und? Es bleibt doch eine gute Tat, auch wenn Sie dafür ein Trinkgeld nehmen! Ich respektiere Ihre Arbeit, ganz ehrlich. Aber sehen Sie sich doch mal an“, sagt er und deutet auf mein verwaschenes schwarzes T-Shirt, das aus der Hose hängt. „Wie alt sind Sie? Dreißig, schätze ich, trotz Babygesicht. Bei der Arbeit tragen Sie alte Turnschuhe und eine Jogginghose. Wann waren Sie das letzte Mal beim Friseur? Und der Lieferwagen, na ja ...“

Ich werfe einen Blick auf die getönten Scheiben, von denen sich die Folie schält, und den Rost an der Stoßstange. Betrachte meine zehn Jahre alte Jogginghose und die Turnschuhe.

„Nehmen Sie das Geld, Junge. Wenn Sie es schon nicht für sich selbst verwenden, helfen Sie damit wenigstens Ihrem Verein.“

Ich schüttele den Kopf. „Sie haben meinen Klienten als *Müll* bezeichnet.“

Zu meiner Überraschung verteidigt er sich nicht und wird auch nicht wütend. „Sie haben recht, es tut mir leid“, sagt er und hält mir unverwandt das Geld hin. „Das hier soll meine Entschuldigung sein. Bitte. Davon geht die Welt nicht unter.“

Ich überschlage im Kopf, wie viel Unterwäsche und Socken ich von diesen hundert Dollar für unsere Klienten kaufen könnte.

„Na los, Kumpel ... sogar Bob Dylan hat Werbung für den iPod gemacht.“

„Von wegen, wir machen die Welt sicher für Menschen, die Croque Monsieur essen“, sage ich, reiße die Tür auf und setze mich ans Steuer.

„Scheibenkleister, Cal. Du hast das Geld nicht angenommen, was?“ Seufzend greift Roosevelt in die braune Tüte, die er auf dem Schoß hält, und knackt eine Pistazie. „Warum bist du bloß so stur?“

„Aus dem gleichen Grund, aus dem du solche Sachen wie *Scheibenkleister* sagst.“

„Das ist was anderes.“

„Ganz und gar nicht“, kontere ich und werfe einen Blick auf den geschlossenen Aschenbecher. Ich reiße ihn auf und entdecke unzählige Pistazienschalen, die er hineingestopft hat. Ich kippe sie in die leere Tüte von Burger King, die zwischen uns liegt. Roosevelt knackt die nächste Pistazie und greift nach dem Aschenbecher. Ich halte ihm die Tüte vor die Nase. „Du warst mal Priester, daher fluchst du nicht gern, das habe ich verstanden. Aber es ist eine prinzipielle Entscheidung.“

„Du warst mal Priester?“, tönt Alberto vom Rücksitz, obwohl er kaum den Kopf von seiner Coladose heben kann, die oben mit Plastikfolie umwickelt ist. Nachdem wir ihn sechsmal aufgegriffen hatten, hat er mir gestanden, dass er die Asche seines Vaters darin aufbewahrt. Ich hielt ihn für bekloppt – das tue ich noch immer. Aber die Logik leuchtet mir ein. Meine Eltern haben mich alleingelassen. Ich kann verstehen, dass Alberto seinem Vater so etwas nicht antun möchte. „Ich dachte, du wärst ein Geheimagent, den sie verhaftet haben ...“

Ich drehe wortlos den Zündschlüssel und gebe Gas.

„Das war Cal“, erklärte Roosevelt, als wir die A1A entlangfahren. „Und wir haben schon über meine Vergangenheit gesprochen.“

Alberto überlegt einen Augenblick. „Du bist also ein Priester?“

„Er war Priester. Frag ihn doch mal, warum er damit aufgehört hat.“

„Frag lieber Cal, weshalb er gefeuert wurde“, erwidert Roosevelt in seinem ruhigen Südstaatentonfall, mit dem er jeden Sonntag die Kirchenbänke gefüllt hat. Alberto schaut mich prompt an. „Wusstest du nicht, dass seine Haare weiß geworden sind, als er die Marke abgeben musste?“, fügt Roosevelt hinzu und deutet auf meine silberne Mähne, die mir so wirr ins Gesicht hängt, dass sie das Muttermal neben dem linken Auge fast verdeckt.

„Ach so, hast du das nicht von deinen Eltern geerbt?“, will Alberto wissen.

Ich beiße die Zähne zusammen und schaue hinaus auf die geschlossenen Souvenirläden am Strand. Das Einzige, was ich von meinen Eltern geerbt habe, ist ein hellblaues Formular, auf dem die Anschuldigungen gegen meinen Vater aufgelistet werden.

Der Staatsanwalt war gerissen: Er plädierte auf Totschlag statt auf Mord und zeichnete das Bild eines Ungeheuers, das mit voller Absicht eine kleine, hilflose junge Mutter zu Boden stieß. Als i-Tüpfelchen fügte er hinzu, mein Vater habe gebrüllt: „*Jetzt reicht's - jetzt bist du dran!*“ - was von sämtlichen Nachbarn bestätigt wurde.

Mein Vater bekam acht Jahre in der *Glades Correction Institution*. Der Bundesstaat Florida ließ mir sechs Minuten Zeit, mich von ihm zu verabschieden. Ich weiß noch, dass das Zimmer nach Pfefferminzkaugummi und Haarspray roch. Im Leben wimmelt es von Falldüren. Mit neun Jahren bin ich kopfüber durch eine davon gestürzt. Damals habe ich meinen Vater zum letzten Mal gesehen. Ich mache ihm keine Vorwürfe mehr, aber als er freikam, hätte

er schon - nein, ich mache ihm keine Vorwürfe mehr.

„Mann“, fängt Roosevelt erneut an. „Du hättest das Geld von dem Restauranttypen nehmen sollen.“

„Roosevelt, er hat mir die Kohle nur angeboten, damit er sich heute Abend nicht so beschissen fühlt, weil er einen Obdachlosen vertrieben hat, der das Image seines schicken pseudofranzösischen Bistros störte. Geh beten, schick eine E-Mail an den Himmel oder was auch immer du mit deinem Gott anstellst, aber ich sage dir eins: Wir sind hier, um den Bedürftigen zu helfen und nicht, um Leuten die Absolution zu erteilen.“

Er verzieht das Gesicht. Roosevelt macht sich über alles lustig - seine langen Haare, seine Begeisterung für die junge pummelige Janet Jackson (die ihm viel besser gefällt als der spätere Modeltyp), aber er würde niemals Witze über Gott machen.

Roosevelt schaut aus dem Fenster und sagt mit zusammengebissenen Zähnen: „Es wird nicht besser, wenn du einen Kreuzzug daraus machst.“ Er spricht ganz langsam, damit ich jedes einzelne Wort zur Kenntnis nehme.

„Es ist kein Kreuzzug.“

„Ach nein? Du hast also jeden Abend, wenn du nach Hause gehst, ganz viele interessante Sachen zu tun. Beispielsweise dich mit der Kindergärtnerin zu treffen, mit der ich dich verkuppeln wollte. Aber nein, du hast sie ja nie angerufen.“

„Ich habe sie sehr wohl angerufen. Sie hatte es gerade eilig“, sage ich und umklammere das Lenkrad, während ich in den Seitenstraßen nach Klienten Ausschau halte.

„Darum verabredet man sich doch! Damit man Zeit zum Reden hat oder zum Essen oder für andere Dinge, statt

kilometerweit an einem herrlichen Strand entlangzufahren und dabei in finsternen Gassen nach Obdachlosen Ausschau zu halten!“

Ich sehe unverwandt geradeaus, während Roosevelt die nächste Pistazie knackt und die Schale in die Tüte wirft.

„Ich weiß, Cal, du kannst einfach nicht aus deiner Haut, und dafür liebe ich dich ja, aber es ist nicht gut für dich. Du brauchst irgendwas, ein Hobby –“

„Ich habe jede Menge Hobbys.“

„Nenn mir ein Beispiel.“

„Moment.“ Ich überlege. „Fernseh-Krimis anschauen.“

„Klar, damit du die Fehler aufzählen kannst. Wann warst du zuletzt im Kino? Oder, noch besser –“ Er greift nach meinem Laptop, der zwischen meinem Sitz und der Mittelkonsole klemmt.

„Schauen wir doch mal“, sagte er, klappt den Computer auf und klickt im Browser auf „Chronik“. „Manchmal ist es sehr aufschlussreich, welche Internetseiten jemand aufgerufen hat.“

Die Liste ist nicht gerade lang.

„SmartSunGuide.com?“, fragte er.

„Das ist eine tolle Seite.“

„Von wegen, da kann man die Verkehrsmeldungen aus Florida abhören und die Aufnahmen der öffentlichen Überwachungskameras sehen. So findet man Obdachlose, die unter Brücken schlafen.“

„Na und?“

„Oder die hier: ConstructionJournal.com. Lass mich raten: superaktuelle Baugenehmigungen, mit denen du alle neuen Baustellen aufspüren kannst.“

„Auf denen unsere Klienten zu schlafen pflegen.“

„Cal, begreifst du denn nicht? Keine Hobbyseiten,

keine Nachrichten, kein Sport, nicht mal Pornos. Du bist wie ein Walross“, sagt Roosevelt und knackt die nächste Pistazie. „An Land sind sie die trügsten und unbeholfensten Geschöpfe Gottes. Doch sobald sie ins Wasser gleiten, sind sie wie Quecksilber. Ssst“, sagt er und lässt seine Hand durch die Luft sausen. „Genauso ist es mit dir, Cal. Bei deinen Klienten bist du wie Quecksilber, in deinem Element. Leider möchtest du am liebsten immer unter Wasser bleiben. Aber selbst das Walross weiß, dass es irgendwann Luft holen muss, sonst ertrinkt es.“

„Das ist ein sehr aufmunternder und anschaulicher Vergleich. Aber ich weiß, wer ich bin, und ich mag mich so, wie ich bin. Wenn es um dämliche Restaurantmanager geht, die sich von ihrem schlechten Gewissen freikaufen wollen - sorry, aber ich bin nicht käuflich. Und unsere Klienten verkaufe ich auch nicht.“

Er verdreht genervt die Augen und wartet, bis wir uns beide beruhigt haben. „Du bist so berechenbar.“

„Eigentlich wollte ich tiefgründig sein.“

„Es wäre tiefgründiger gewesen, das Geld zu nehmen, es Alberto zu geben und ihn zum Essen in das Restaurant zu schicken.“

Ich schaue ihn an. Der Priester in ihm will einfach nicht aufgeben, bis ich es kapiert habe. Während ich versuche, die Leute dort draußen zu retten, glaubt er noch immer, er müsse mich retten. Ich weiß, er vermisst seine Gemeinde, aber in diesem Punkt irrt er sich. Es ist kein Kreuzzug, auch keine Besessenheit. Ich könnte den Job jederzeit aufgeben. Morgen früh. Morgen Abend. Übermorgen. Aber nicht heute.

„Ich bin nicht käuflich. Und gerade du solltest es

auch nicht sein.“

„Nimm nächstes Mal einfach das Geld, Cal“, sagt Roosevelt und dreht die Wählscheibe des alten, geklauten Polizeifunkscanners, den wir ans Armaturenbrett geklebt haben. Den Bullen ist es egal. Wenn es um Obdachlose geht, haben sie uns gern als Erste vor Ort.

„- ein 86, erbitten - zzzrrr - nahe gelegene Einheiten in den Victoria Park“, sagt eine Frauenstimme, als das Gerät knisternd zum Leben erwacht. Der Park ist nur einen guten Kilometer entfernt.

Wie sich herausstellt, habe ich neunzehn Jahre auf diese Meldung gewartet.

### 3

„Cal ... ich brauche deine Hilfe!“, brüllt Roosevelt.

Meine Englischlehrerin in der 10. Klasse sagte einmal, man solle im Leben nur drei Ausrufezeichen benutzen. Auf diese Weise wüssten die Leute, wann es einem wirklich ernst sei. Eins benutzte ich an dem Tag, an dem meine Mutter starb. Doch als ich heute Abend im Lieferwagen sitze und die plötzliche Panik in Roosevelts Stimme höre -

Er schaltet die Taschenlampe ein und leuchtet über die weite Grasfläche, die als Victoria Park bekannt ist. Ich aber sehe nur das grellrote Blut an seinen Händen. Nein. Nicht noch einer, nicht heute Abend.

„Roosevelt, was zum Teufel ist denn los?“, rufe ich zurück, rutsche auf den Beifahrersitz und stecke den Kopf aus dem Fenster. Er kniet neben unserem neuesten obdachlosen Klienten - im Polizeifunk bedeutet „86“ eine „Person ohne festen Wohnsitz“. Der Mann liegt zusammengerollt unter einer Königinpalme, die ein wenig abseits steht.

„Es ist schlimm, Cal. Er blutet!“

Ein erster Regentropfen klatscht auf die Windschutzscheibe, und ich zucke zusammen.

Wäre dies mein erster Tag, würde ich sofort aus dem Lieferwagen springen und wie ein verängstigtes Kind zu Roosevelt eilen. Aber es ist nicht Tag eins, sondern Jahr zwei.

„Hast du seine Sozialversicherungsnummer?“, frage ich.

Roosevelt klemmt sich die Taschenlampe unter den Arm und dreht die schwere Gestalt auf den Rücken. Als das

Licht der Taschenlampe auf den Mann fällt, kann ich sogar von hier aus erkennen, dass sein Bauch blutverschmiert ist.

„Die Brieftasche ist weg“, ruft Roosevelt, der das Protokoll genau kennt. „Sir ... *Sir!* Können Sie mich hören? Ich brauche Ihre Sozialversicherungsnummer.“

Mit der linken Hand wähle ich schon den Notruf. Mit der rechten stelle ich den Laptop auf die Mittelkonsole, behalte Roosevelt aber im Auge. Vor einigen Jahren starb meine Tante, die mich aufgezogen hat, an Brustkrebs. Ich habe nur wenige Freunde. Ich habe einen Job. Und ich habe Roosevelt.

„Cal, ich habe die Nummer, er hatte den Sozialversicherungsausweis in der Hemdtasche! Sir, wurden Sie überfallen? Sie haben eine Schusswunde.“

„Eine Sekunde“, rufe ich. Der Computer summt und lädt unsere Suchsoftware. Ich klicke auf *Klient suchen*. Ein Blankoformular öffnet sich, und ich bewege den Cursor auf das Feld *Sozialversicherungsnummer*.

„Cal, du musst dich beeilen“, sagt Roosevelt, während der Mann ihm etwas zuflüstert. Immerhin ist er bei Bewusstsein. „Er beginnt zu -“

„Fertig!“ Ich habe eine Hand auf der Tastatur, in der anderen das Handy, das gerade die Verbindung zum Notruf herstellt.

Wollte man früher Obdachlosen helfen, brauchte man nur einen Lieferwagen und Desinfektionsmittel. Heutzutage darf man im Bundesstaat Florida nur dann Menschen aufsammeln, wenn man an das staatliche Computernetzwerk angeschlossen ist, mit dem sich die Identität überprüfen lässt. Damit man die Krankheitsgeschichte, die verordneten Medikamente und das psychologische Profil

eines Menschen abrufen kann.

„Null sieben acht, null fünf, eins eins zwei null“,  
verkündet Roosevelt, und ich tippe die Nummer ein.

Beim Notruf klingelt es immer noch.

Roosevelt will nicht länger warten, reißt das Hemd  
des Mannes auf und übt Druck auf die Wunde aus.

Der Bildschirm enthüllt mir seine Identität.

LLOYD RANDALL HARPER

DANIA BEACH, FLORIDA

ALTER: 52 JAHRE

Eine heiße Welle steigt mir brennend in Brust und  
Kehle. Ich kann nicht atmen. Ich öffne den Mund und will  
Roosevelt rufen, aber meine Lippen bewegen sich nicht.

LLOYD RANDALL HARPER

Mein Vater.

„Hier 911“, meldet sich die Zentrale. „Wie kann ich  
Ihnen helfen?“

#### 4

Ich renne zwischen den Bäumen durch den dunklen Park. Der Regen rinnt mir in kleinen Bächen übers Gesicht. Ich achte nicht darauf, ebenso wenig auf mein Herz, das wie wild in meiner Brust hämmert. Ich sehe nur ihn.

Als ich klein war, dachte ich mir Phantasiegeschichten aus, in denen ich meinen Vater wiederfand. Er wurde vorzeitig entlassen, und meine Tante und ich begegneten ihm zufällig in einem Restaurant oder beim Friseur. Ich weiß noch, wie ich in der Kirche auf den Plastikkissen kniete und betete, dass wir uns wie in einem blöden Disney-Film wiederfänden. Doch die Träume verblassten, als er sich an meinem zehnten Geburtstag nicht meldete. Und auch nicht am elften und zwölften. Wenige Jahre später hatten sich die Kinderträume verwandelt, sich zu Phantasien verhärtet, in denen ich ihn *nicht* wiedersehen wollte. Ich habe sie noch genau im Kopf: aufwändige Fluchtpläne, wie ich untertauchte, davonlief, verschwand. Ich war immer auf der Hut und schaute vorsichtig über die Schulter, wenn ich an dem Café vorbeikam, in dem er früher gern gefrühstückt hatte. Wenige Jahre später waren auch diese Träume verschwunden, und ich befand mich in der Phase, in der ich ihn nur noch als irgendeinen toten Verwandten betrachtete.

Mehr ist er in den vergangenen neunzehn Jahren auch nicht für mich gewesen. Einfach nur tot.

Und jetzt liegt er zusammengekrümmt unter einer Palme, während der Regen auf ihn herabtropft.

„Cal! Der Erste-Hilfe-Koffer!“, höre ich Roosevelt rufen.

Ich laufe an dem weißen Pavillon vorbei und rutsche

im nassen Gras aus. Ich falle auf den Hintern, die Nässe dringt in meine Hose.

„Cal, wo bist du?“, ruft Roosevelt, ohne sich umzudrehen.

Die Frage ist berechtigt. Ich schließe die Augen und sage mir, dass ich nach wie vor in diesem dämmrigen Park bin, sehe aber nur den abgegriffenen Türknauf in dem Raum, der nach Pfefferminzkaugummi und Haarspray roch, in dem mein Vater und ich uns voneinander verabschiedet haben. Ich blinzle, und der Türknauf dreht sich, dahinter steht der Kinderpsychologe, den der Staat mir zugeteilt hat. Es ist wie in diesem Song von Moby. Wenn man es mit einem traumatisierten Kind zu tun hat, fragt man nicht: „Wie geht es dir?“, sondern gibt dem Kind einen Buntstift und sagt: „Mal was Schönes.“

Ich habe viele schöne Sachen gemalt.

„Der Koffer!“, ruft Roosevelt erneut.

Ich rapple mich auf. Die jahrelange Übung setzt sich durch. Ebenso die jahrelangen Fluchtpläne. Ich sollte Roosevelt die Sache allein regeln lassen. Aber wenn ich - nein. Erst muss ich -

Erst muss ich wissen, ob er es wirklich ist.

Roosevelt hat noch immer die Taschenlampe unter dem Arm. Sie leuchtet wie ein Scheinwerfer und betont den blutigen Fleck, der sich auf dem Seidenhemd des Mannes ausbreitet. Als ich näherkomme, dreht Roosevelt sich samt Taschenlampe zu mir um. Mein Gesichtsausdruck spricht anscheinend Bände. „Cal, was hast du -“

Ich lasse mich auf die Knie fallen, rutsche durchs nasse Gras und knalle Roosevelt den Erste-Hilfe-Koffer so heftig vor die Brust, dass er beinahe umkippt.

„Cal, was ist denn los? Kennst du den Mann?“

Wortlos greife ich nach der Taschenlampe. Ich beuge mich über den Verletzten und leuchte ihm prüfend ins Gesicht. Er trägt jetzt einen Bart, ordentlich geschnitten und grau meliert.

„Mach das Licht aus“, stöhnt der Mann und dreht den Kopf weg. Er hat die Augen geschlossen, vor Schmerz und weil das Licht so hell ist. Das Doppelkinn, das Übergewicht, der große Adamsapfel – er kann es nicht sein.

„Du blendest ihn, Cal!“, sagt Roosevelt, entreißt mir die Lampe und leuchtet mir ins Gesicht. „Was zum –?“

„C-Cal?“, murmelt der Mann und sieht Roosevelt an. Er hat meinen Namen gehört. Als er sich zu mir dreht, trifft uns das Licht von der Seite. Unsere Blicke begegnen sich.

„N-nein. Du bist nicht – du bist –“ Er schluckt mühsam. „Calvin?“

Angeblich ist es eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache, dass Gerüche die stärksten Erinnerungen auslösen. Aber das stimmt nicht. Denn in diesem Augenblick, in dem ich den rauhen, stammelnden Bariton höre – jeder erkennt die Stimme seines Vaters wieder.

Unsere Blicke lassen einander nicht los, und ich schwöre, dass ich unter seinem *neuen Ich* das *alte Ich* erkenne, als trüge er eine Halloweenmaske. Als ich den Mann mit der ledrigen, sonnenverbrannten Haut betrachte – mein Gott, er sieht so alt aus – die verängstigten hellgrünen Augen, die schiefe irische Nase ... viel schiefer, als ich sie in Erinnerung hatte. Als hätte er sie sich noch einmal gebrochen.

Seine Hand zittert wie bei einem Parkinson-Patienten, als er versucht, sich die Blutspritze vom Gesicht zu wischen. Er muss die Hand unter den Körper schieben, um

das Zittern zu unterdrücken. Er hat acht Jahre im Gefängnis gesessen. Da brechen sie einem mehr als nur die Nase.

„Alles klar mit dir?“, erkundigt sich Roosevelt. Ich weiß nicht genau, mit wem er spricht, aber es ist auch egal. Als ich so auf dem Boden knie, bin ich wieder neun Jahre alt und hole Buntstifte aus einer alten Tupperdose. Bis heute weiß ich nicht, ob ich damals meine größte Angst oder meinen größten Wunsch gemalt habe, aber ich malte immer und immer wieder meinen Vater, der nach Hause kam.

„Cal, beeil dich“, rief der Mann mit dem Pferdeschwanz durch den Park. „Es geht los –“

„Fertig!“, rief Cal zurück.

Ellis beobachtete die Szene durch die Windschutzscheibe. Solche perfekten Zufälle gab es nicht. Neben ihm auf dem Beifahrersitz knurrte seine Hündin – zuerst wegen des Regens, dann wegen der Taschenlampe, die in der Ferne leuchtend umherhüpfte.

„Ganz ruhig ... braves Mädchen“, flüsterte Ellis und tätschelte ihren Hals, während sie die beiden Obdachlosenhelfer am Ende des kleinen Parks beobachteten. Einer von ihnen hieß Cal. Viel konnte man von hier nicht hören, doch Ellis reichte es.

„Null sieben acht, null fünf, eins eins zwei null“, rief der Mann mit dem Pferdeschwanz.

Ellis holte die Aktenmappe hervor, die das Büro des Richters zusammengestellt hatte, und verglich die Sozialversicherungsnummer mit der auf dem rosa Blatt aus Hongkong. Es war der Fahrer, der das Buch der Lügen abholen sollte: Lloyd Harper.

Ellis runzelte die Stirn, seine bernsteinfarbenen Augen verengten sich. So sollte es eigentlich nicht laufen.

Er war Lloyd knappe zehn Minuten gefolgt, um sich zu vergewissern, dass der dämliche Kurier seinen Auftrag auch erledigte. Doch was Ellis gesehen hatte, als das Mündungsfeuer explodierte und Lloyd im Park taumelte ... Nein, der Kurier war gar nicht dämlich. Lloyd Harper mochte zwar nicht wissen, was die Lieferung enthielt, aber er schien zu wissen, was sie wert war. Das hätte

Ellis eigentlich nicht überraschen dürfen. Sein eigener Vater war auch ein Lügner gewesen. Und ein sehr viel schlimmerer Betrüger.

Die Hündin hob den Kopf, sie spürte immer, was Ellis dachte.

„Alles in Ordnung, Mädchen“, versicherte er ihr.

Licht ergoss sich in den dunklen Park, als die Tür des Lieferwagens aufgestoßen wurde. Ellis sah einen älteren Mann mit weißen Haaren aus dem Wagen springen. Nein, er hatte ein offenes, jungenhaftes Gesicht und bewegte sich schlaksig. Wie eine Riesenmarionette, die außer Kontrolle geraten war. Er war jung. Weißhaarig, aber jung.

Ellis blätterte in der Aktenmappe und rieb mit dem Daumennagel über eine Ecke. Weißes Haar, 28 Jahre. Da war er ja. Bekannte Verwandte. Calvin. Cal.

Einer von ihnen hieß Cal. Und so wie er panisch durch die regnerische Nacht davonlief, wusste Cal anscheinend ganz genau, wen er gefunden hatte.

Einen Moment lang musste Ellis lachen. Natürlich. Vater und Sohn, darauf lief es immer hinaus. Genau wie bei Adam und Kain, ganz am Anfang. Genau wie bei Mitchell und Jerry Siegel.

So war es auch gewesen, als er die Wahrheit über seine eigene Familie erfahren hatte, die lebenslange Lüge, die ihm sein Vater aufgetischt hatte. In jenem Augenblick war ihm klar geworden, dass ein großer Teil seines Lebens Lüge war. Doch er war nicht traurig – er war wie elektrisiert und wusste plötzlich, dass er für Großes auserkoren war. Zweifellos hatte ihm seine Mutter auch deshalb das Tagebuch mit dem fleckigen Ledereinband hinterlassen.

Ein Jahr lang hatte er das Tagebuch genau studiert, die Theorien aufgesogen, an denen sein Großvater und Urgroßvater, beide Mitglieder der Führerschaft, so viele Jahre gearbeitet hatten. In den Büchern wurde der Name je nach Übersetzung und Herkunft der Geschichte anders geschrieben - Cayin, Kayin, Kenite -, doch zweifellos ging es immer um den ersten Mörder der Geschichte. Oder den ersten Menschen, dem Gott vergab und Macht schenkte. Den Mann, der das wahre Geheimnis der Macht Gottes bewahrte.

Ellis erinnerte sich, wie er mit zitternden Händen im Büro des Testamentsvollstreckers gesessen und zum ersten Mal die Worte gelesen hatte, die sein Großvater während seiner Zeit im Museum von Kairo geschrieben hatte. Ellis hatte sich eine Bibel besorgen müssen, um es zu überprüfen. Wie die meisten Menschen hatte er geglaubt, Kain habe Abel mit einem Stein erschlagen, las dann aber, als er Kapitel 4 der Genesis überflog: *Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.* Mehr stand nicht in der Bibel. Es wurden keine Steine oder anderen Waffen erwähnt.

Im Laufe der Zeit waren Ideen entstanden, Theorien über Keulen, Äste und Holzstäbe. Der Zohar, das wichtigste Werk der jüdischen Kabbala-Bewegung, bestand darauf, Kain habe Abel die Kehle durchgebissen, worauf andere Kain als ersten Vampir der Welt bezeichneten. Und im alten Ägypten hatten Archäologen Hieroglyphen gefunden, auf denen eine Waffe aus einem tierischen Kieferknochen mit geschärften Zähnen dargestellt war.

Die Theorie vom Kieferknochen füllte das halbe Tagebuch. Shakespeare schrieb im *Hamlet*, Kains Waffe sei

ein Kieferknochen gewesen. Rembrandt malte auf einem seiner Porträts die gleiche Waffe und fügte im Hintergrund sogar Abels bellenden Hund hinzu.

Doch Ellis' in Kairo lebenden Urgroßvater beschäftigte eine andere Frage: Wieso war diese obskure Theorie, die auf altägyptischen Hieroglyphen fußte, plötzlich im Europa des 17. Jahrhunderts in Mode gekommen? Jahrelang gab es keine logische Erklärung, bis sein Urgroßvater die Geschichte einer kleinen Gruppe koptischer Mönche las, die aus Ägypten in den Norden ausgewandert waren. Dort hofften sie, den kleinen, aber unbezahlbaren Gegenstand zu verstecken, auf den sie gestoßen waren. Einen Gegenstand, der von Gott selbst stammte.

Das weckte das Interesse der Führerschaft. Damals war die Gruppe noch neu, unerfahren, aber äußerst engagiert. Genau wie Ellis, nun, da er seinem Ziel so nahe war.

Nur eins stand ihm noch im Weg.

Drüben im Park kniete Cal im Gras und leuchtete in das entsetzte Gesicht von Lloyd Harper.

Ein Betrüger, entschied Ellis. In jeder Familie gab es einen Betrüger.

Benoni neigte den Kopf, gleich würde Ellis' Handy - Es vibrierte in seiner Tasche. Der Hund ahnte es immer im Voraus.

„Officer Belasco“, meldete sich Ellis und rückte seine Dienstmarke zurecht.

„Sind Sie noch bei dem Fahrer - wie hieß er doch gleich?“, erkundigte sich der Richter.

„Lloyd“, antwortete Ellis. Er beobachtete Cals Vater im Park und wurde das Gefühl nicht los, dass der blutende Mann mehr als ein bloßer Kurier war.

„Hat er das Buch schon?“

„Bald. Er hat angehalten, weil er Hilfe brauchte“, sagte Ellis und fixierte Cal.

Im Jahr 1900 wurde das Buch – eine Quelle bezeichnete es als „Schnitzerei“, eine andere als „Zeichnung“ – der Führerschaft gestohlen. Ellis' Großväter hatten es jahrzehntelang gesucht und bis zu Vater und Sohn zurückverfolgt. Immer wieder Vater und Sohn. Und als Ellis an diesem Abend Cal und dessen Vater sah, begriff er, dass er fast am Ziel war. Er musste nur noch diese Schurken aus dem Weg räumen. Dann wäre Ellis ein Held, für sich und seine Familie.

„Sie klingen besorgt“, sagte der Richter.

„Ganz und gar nicht.“ Ellis kraulte Benonis Nase und bemerkte kaum die Sirene des Krankenwagens, die sich von hinten näherte. „Mit den beiden werde ich spielend fertig.“

## 6

„Gleich piekst es ein bisschen“, sagt die Krankenschwester und schiebt meinen Vater in ein Untersuchungszimmer der Notaufnahme. Bevor sie den Vorhang schließt, dreht sie sich zu mir um. „Ab hier sind nur Verwandte zugelassen. Sind Sie ein Verwandter?“

Ich bin wie erstarrt. Für Unentschlossene hat sie keine Zeit.

„Das Wartezimmer ist da hinten“, sagt sie und schließt schwungvoll den Vorhang.

Wie in Trance betrete ich den L-förmigen Raum mit den rosa Plastikstühlen und halte das Bündel mit den zerknitterten Kleidungsstücken meines Vaters umklammert – das blutige Hemd und die Hose, die man ihm vom Leib geschnitten hat sowie die Schuhe. Die Digitaluhr an der Wand zeigt 01:34 Uhr. Ich rechne es Roosevelt hoch an, dass er vier oder fünf Sekunden lang nichts sagt, als ich mich auf den Stuhl neben ihm fallen lasse.

„Cal, wenn er wirklich dein Vater ist –“

„Er ist mein Vater.“

„Dann solltest du zu ihm gehen.“

Ich stehe auf, setze mich aber sofort wieder.

Neunzehn Jahre habe ich auf meinen Vater gewartet. Neunzehn Jahre war ich wütend, weil er mich verlassen hat. Jetzt einfach vom Stuhl zu springen, hinter den Vorhang und damit wieder in sein Leben zu treten ... „Und wenn er mich nicht bei sich haben will?“, flüstere ich.

Roosevelt hütet sich, darauf zu antworten, und zeigt mir, weshalb er nach seiner wilden High-School-Zeit ein so wunderbarer methodistischer Pastor geworden ist. Natürlich hatte er immer noch rebellische Züge und

zitierte in seinen Predigten ein bisschen zu oft Iron Maiden, aber alle liebten den Pastor mit dem Pferdeschwanz, weil er der Bibel Leben einhauchte und sie den Menschen näherbrachte.

Problematisch wurde es, als die Kirchenoberen ihn kritisierten, weil er nicht verheiratet war. Im Zusammenhang mit den zahlreichen Missbrauchsfällen machte es keinen guten Eindruck, dass er, obwohl er einer der reichsten Familien der Stadt entstammte und fast vierzig war, noch nicht geheiratet hatte. Roosevelt verteidigte sich und erklärte, er habe bislang einfach nicht die richtige Frau gefunden. Seine Familie warf ihr finanzielles Gewicht in die Waagschale. Doch da im ländlichen Tennessee ein gut aussehender, unverheirateter 38-jähriger nur eins sein kann, blieb seine Kirche unerbittlich. „Homo hau ab“, sprühte man ihm auf die Motorhaube seines Wagens. Das war sein erster Tiefschlag.

Darum hat er auch so viel Mitgefühl mit mir.

„Cal, hast du als Kind den Film *Die zehn Gebote* gesehen?“

„Was wird das? Eine Predigt?“

„Mensch, meinst du, du bist der Einzige, der gerne Leute rettet?“, zieht er mich auf, obwohl es ihm ernst ist. So glücklich er hier auch sein mag, er würde alles dafür geben, in seine alte Gemeinde zurückzukehren. „Denk doch mal an die Geschichte von Moses, Cal: Ein kleines Baby wird in ein Körbchen gelegt und wächst im Glauben auf, ein ägyptischer Herrscher zu sein. Irgendwann meldet sich die Vergangenheit und enthüllt ihm seinen wahren Auftrag.“

„Kommen jetzt noch der lange Bart und die Sandalen?“

„Wir alle haben etwas in unserer Vergangenheit, Cal.“

Davor laufen wir davon oder wollen es wieder gutmachen und packen unseren Lieferwagen mit Obdachlosen voll. Aber wenn so etwas geschieht, wenn dein Vater nach so langer Zeit wieder auftaucht, gibt es vielleicht wirklich einen höheren Auftrag. *Ihr gedachtet's böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gutzumachen.* Genesis 50, Vers 20.“

Ich schaue auf die Schuhe, die ich in der Hand halte, und sage nichts. Als ich klein war, hat meine Mutter als Putzfrau im Krankenhaus gearbeitet, um etwas dazuzuverdienen. Damals hat sie uns immer gepredigt, wie wichtig gute Schuhe seien. Es war der einzige persönliche Gegenstand, den sie in allen Zimmern zu sehen bekam. Die schicke Kleidung wurde durch Krankenhaushemden ersetzt, doch unter jedem Bett ... *Zeig mir deine Schuhe, und ich sage dir, wer du bist.*

Aufgrund dieses lächerlichen Spruchs besaß mein Vater immer ein Paar glänzende schwarze Schuhe, wie Anwälte sie tragen (obwohl er Anstreicher war) und ein Paar hellbraune Schuhe aus Cordovan-Leder (die laut meiner Mutter nur reiche Leute trugen).

Ich halte schwarze Slipper auf dem Schoß. Nicht die billigen aus hartem Leder, an denen sich die Nähte lösen. Diese hier sind wirklich gut, blank poliert, schmal zulaufend, mit italienischer Ledersohle.

Ich lese das Etikett.

„Was ist denn los?“, will Roosevelt wissen.

„Die sind von *Franceschetti*.“

Er zieht die Augenbrauen hoch und schaut in den Schuh. Er stammt aus reichem Haus und weiß, was das bedeutet.

„Die sind teuer, oder?“, frage ich.

„Vierhundert Dollar.“

„Was ist mit dem Hemd?“ Ich zeige ihm das Etikett in dem blutigen Seidenhemd. *Michael Kors*. „Ist Michael Kors gut?“

„Ziemlich gut sogar. Kostet bestimmt dreihundert Dollar.“

„Bei jemandem, den wir als Obdachlosen eingesammelt haben?“

„Vielleicht sind es Spenden. Wir bekommen dauernd Designerklamotten rein.“

Ich betrachte die Schuhsohlen. Sie sind kaum zerkratzt. Praktisch neu.

Wenn wir früher Besuch hatten, kaufte mein Vater billigen Scotch und goss ihn in eine Johnnie-Walker-Flasche. Ähnlich hielt er es, als er anfing, Schilder für Restaurants zu malen. Er kaufte billige Farbe und schüttete sie in teure Farbdosen, die ich aus dem Müll der Eisenwarenhandlung fischen musste. Meine Mutter machte sich über ihn lustig und nannte es seinen kleinen CIA-Trick, aber über den Witz konnte er nie lachen. Der äußere Schein war ihm sehr wichtig.

„Hat er im Krankenwagen etwas gesagt?“, fragt Roosevelt und betrachtet die anderen Leute im Wartezimmer. Ein Teenie mit Krücken beobachtet.

„Nicht viel“, sage ich leise. „Er hat den Sanitätern erzählt, er sei gerade aus einer Kneipe in der Third Street gekommen, als ein junger Hispano mit Segelohren eine Waffe zog und seine Briefftasche haben wollte. Als er sich geweigert hat, hat ihm der Kerl die Briefftasche weggenommen, ihn angeschossen, in einen roten Jeep Cherokee verfrachtet und ihn im Park abgeladen, wo wir ihn gefunden haben.“

„Dann ist er also gar nicht obdachlos. Er wurde nur

überfallen.“

Ich schüttele den Kopf und betrachte noch immer das schicke schwarze Etikett des Hemdes. „Wer ein Hemd für dreihundert und Schuhe für vierhundert Dollar trägt, geht nicht in schäbige Kneipen in der Third.“

„Was willst du eigentlich? Wir sind hier in Florida. Hier laufen überall dämliche reiche Leute herum. Außerdem, selbst wenn er dort fehl am Platz war, heißt das noch lange nicht –“ Roosevelt hält inne und schaut mich aufmerksam an. „Ach so, du glaubst, es wäre wie bei Miss Deirdre, was? Nein, nein, das ist *nicht* Miss Deirdre.“

Ich kenne Roosevelt seit fast sechs Jahren. Wir sind uns begegnet, als ich noch ICE-Agent war (das ist die cooler klingende Abkürzung für *Immigrations and Customs Enforcement*, die Polizei- und Zollbehörde des Heimatschutzministeriums). Ich bewachte die Häfen, hinderte Terroristen an der Einreise und beschlagnahmte Drogen, gefälschte Sony-Fernseher und Levi's Jeans. Bis ich jemandem half, dem ich besser nicht hätte helfen sollen. Von einem furchtbaren Moment zum anderen verlor ich meinen Job und stürzte zum zweiten Mal in meinem Leben ins Leere.

„Cal, was mit Miss Deirdre passiert ist –“

„Könnten wir bitte zu den Schuhen meines Vaters zurückkehren?“

„Genau das tue ich ja. Ich kenne dich, Cal. Und ich weiß, dass es einfacher ist, mit einem Lieferwagen voller Fremder durch die Gegend zu fahren, zu denen man keine emotionale Bindung hat. Aber nur weil du einmal verletzt wurdest, weil du deine Gefühle gezeigt hast, muss es diesmal nicht genauso laufen. Nicht jeder, den du gern

hast, will dich hintergehen.“

Als ich damals in Ungnade gefallen war, strich mich jeder Zeitungsreporter, Lokalpolitiker und Kollege aus seinem Adressbuch. Roosevelt ist als Einziger auf mich zugegangen, als er von der Geschichte erfuhr. Allein deswegen liebe ich ihn wie einen Bruder. Genau wie er weiß ich, was es bedeutet, aus seinem bisherigen Leben vertrieben zu werden. Anders als er warte ich jedoch nicht darauf, dass man mich zurückruft.

Binnen einer Minute habe ich alle Taschen meines Vaters durchsucht. Ich finde nur ein bisschen Wechselgeld und ein paar Nikotinkaugummis. Nichts Geheimnisvolles. Nichts Enthüllendes. Bis ich Hemd und Hose auf den freien Stuhl neben mich lege und einen genaueren Blick in den zweiten Schuh werfe. Dabei bemerke ich ein winziges gelbes Dreieck, das unter der Innensohle hervorlugt. Es ist nicht größer als die Ecke einer Briefmarke.

Ich reiße an der Sohle und hole ein gefaltetes gelbes Blatt heraus.

„Was ist das?“, fragt Roosevelt. Als ich es auseinanderfalten will, fällt eine kleine laminierte Karte auf den Boden. Darauf ist ein Foto meines Vaters zu sehen. Ein Lkw-Führerschein. Warum bewahrt er ihn hier auf?

„Hier steht, er sei Lkw-Fahrer für Doppel- und Dreifach-Anhänger und Gefahrentransporte“, lese ich von der Rückseite ab.

Dann falte ich den gelben Zettel ungeschickt auseinander. Auf den ersten Blick sieht er aus wie eine Rechnung, doch dann entdecke ich den vertrauten Briefkopf. Scheiße.

Sein Glück, dass sie mir die Waffe weggenommen haben.